

Philippe Wampfler

Facebook, Blogs und Wikis in der Schule

Ein Social-Media-Leitfaden

2., unveränderte Auflage

VORSCHAU

Vandenhoeck & Ruprecht



netzwerk
lernen

© 2016, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG
ISBN Print: 9783525701652 — ISBN E-Book: 9783647701653

zur Vollversion

Inhalt

1. Einleitung	9
Intermezzo I: Wie man <i>Social Media</i> lernt	17
2. Die Idee <i>Social Media</i>	23
Intermezzo II: Kontrollverlust und Filtersouveränität	47
3. Wie Schülerinnen und Schüler <i>Social Media</i> nutzen	51
Intermezzo III: Digitale Einsamkeit und Sucht	85
4. Wie Lehrpersonen <i>Social Media</i> nutzen können	91
Intermezzo IV: Wirtschaftliche Interessen und <i>Social Media</i>	117
5. <i>Social Media</i> als Herausforderung für die Schulentwicklung	121
6. Ausblick	147
Materialien	155
Literatur	169

1. Einleitung

Jede Veränderung bedroht Bewährtes. Jede Veränderung birgt aber auch ein Potenzial. Diese Erfahrung ist Lehrpersonen vertraut: Mit ihrem Unterricht nehmen sie auf Kinder und Jugendliche Einfluss, im Vertrauen darauf, Stärken zur Entfaltung bringen zu können. Sie tun dies im Wissen, dass sich junge Menschen entwickeln, dass es also unabhängig von ihrem Einfluss zu einer Veränderung kommt.

Ähnlich verhält es sich mit den Formen und Mitteln der menschlichen Kommunikation. Auch sie werden beeinflusst, auch sie durchlaufen ständig Veränderungen. Menschen haben gelernt zu schreiben, das Geschriebene stumm zu lesen, es mit Maschinen zu drucken und fast jedem Menschen die Möglichkeit zu geben, Botschaften zu verfassen, die alle anderen lesen können. Dieser Medienwandel hat bewährte Umgangsformen, soziale Strukturen und Vorstellungen über das Wesen des Menschen bedroht, gleichzeitig aber auch neue Möglichkeiten eröffnet.

Das gilt auch für digitale Medien, die eine rasante Entwicklung aller kommunikativen Schnittstellen mit sich bringen. Für Schule und andere Bildungsprozesse stellt sich so die Frage, ob sie sich dieser Entwicklung entziehen oder entziehen können, um Räume und Zeiträume zu schaffen, in denen die parallel laufenden digitalen Gespräche verstummen und Konzentration möglich wird, oder ob sie die Veränderung als Potenzial verstehen, Lehren und Lernen zu verbessern, mehr auf die Bedürfnisse der Lehrenden und Lernenden abzustimmen und intensiver werden zu lassen.

Im vorliegenden Buch wird der zweite Ansatz gewählt. Es folgt der Aufforderung des Kulturwissenschaftlers Stephan Porombka, der seine Einführung zu kreativen Schreibprozessen in digitalen Medien mit folgendem Aufruf abschließt:

Mit dem Experimentieren beginnen! Hands on! Auch auf die Gefahr hin, dass man alles Bekannte über den Haufen werfen muss und dabei in Zustände gerät, in denen die alten Orientierungsmuster für Kunst

und Leben abhandenkommen, ohne gleich durch neue ersetzt zu werden. Auch das kann man lernen [...]: dass sich das Auflösen der bekannten Zusammenhänge für produktive Schübe nutzen lässt. [...] Es geht um die Frage, wie man das, was als Nächstes kommt, gestalten kann. (Porombka, 2012, S. 13)

Keine Angst: Im Folgenden geht es weniger darum, Orientierungsmuster aufzulösen, als vielmehr darum, Orientierung zu ermöglichen. Leserinnen und Leser werden eingeladen, die Vorteile der Veränderung wahrzunehmen, die hier Social Media heißt. Daraus entsteht dann die Möglichkeit des produktiven Umgangs, der die Veränderung aktiv mitgestaltet, anstatt sie später möglicherweise passiv und unfreiwillig nachzuvollziehen.

Social Media sind erfolgreich, weil sie viele bewährte Vorstellungen guter Kommunikation aufgenommen haben. Deshalb können Lern- und Lehrvorgänge durch den Einsatz digitaler Kommunikation ergänzt und verbessert werden. Dieses Buch kann man sich als Brille vorstellen: Es schärft den Blick auf die Vorteile von Social Media wahrzunehmen, hilft aber auch dabei mögliche Gefahren zu erkennen. Mit einem klaren Bild vor Augen sind Lehrpersonen und Schulleitungen in der Lage, den Medienwandel produktiv und in ihrem Sinne zu gestalten. Dazu enthält der Anhang wie auch das digitale Begleitmaterial hilfreiche Materialien.

Social Media als Staubsauger

Die Prognose ist nicht weit hergeholt: Social Media werden einmal so aufregend sein wie Staubsauger. Beides sind erstaunliche Innovationen, die alltägliche Arbeitsabläufe verändern und neue Rollenbilder zulassen. Was zunächst als Apparat oder reine Technik wahrgenommen wird, führt nach einer Gewöhnungsphase zu einem weit verbreiteten Umgang mit neuen Praktiken.

Im Moment erleben wir die Gewöhnung an Social Media. Jugendliche bewegen sich wie selbstverständlich in sozialen Netzwerken, setzen sich dadurch aber auch immer wieder Risiken aus, die vermeidbar wären. Erwachsene zögern häufig lange, diese neuen Kommunikationsmittel ohne Hemmungen zu nutzen, und stehen oft vor hohen Schwellen, wenn sie es tun. Sie haben aber heute, vor allem, wenn sie beruflich mit Kommunikation zu tun haben, kaum mehr eine Wahl. Verweigerung ist eine verbreitete Position, sie lässt sich aber immer schlechter begründen. Soziale Netzwerke werden in unserem Alltag unentbehrlich werden, ein Ausschluss digitaler Formen von Kommunikation ist langfristig nicht denkbar.

Damit ist auch die Schule direkt von diesem Gewöhnungsprozess betroffen. Sie steht vor einer Herausforderung: Welche Vorgaben soll sie den Schülerinnen und Schülern in Bezug auf neue Medien machen? Muss sie Kompetenzen vermitteln, die auf dem Arbeitsmarkt oder für eine weitere Ausbildung wichtig sind, oder soll sie davon absehen und einen Schonraum bilden, in dem konzentriertes Lernen ohne die ständige Ablenkung durch neue Mitteilungen möglich ist?

Und wie sollen Lehrpersonen Social Media einsetzen? Dürfen sie öffentlich ihre Meinung kundtun oder müssen sie versuchen, diese und damit auch den Gebrauch sozialer Medien möglichst privat zu halten und aus ihrer beruflichen Aufgabe auszuklammern? Kann es einen produktiven Umgang mit Social Media im Unterricht geben?

Daran schließt die Frage an, wie sich Öffentlichkeitsarbeit von Schulen durch Social Media verändert. Wie gelingt es Schulleitungen, ihre Arbeit und die ihrer Lehrpersonen zu vermitteln, wenn der Schulalltag nahezu in *real time* mit Fotos, Videos und Texten in sozialen Netzwerken abgebildet wird?

Diesen Fragen widmen sich die folgenden Kapitel auf zwei Arten: Zentrale Gedanken werden im Sinne einer Einführung in eine kritischen Theorie der Sozialen Netzwerke zusammengefasst und mit Beispielen unterlegt. Beide Perspektiven, die der Chance und die der Gefahr von Social Media, erhalten dabei Raum.

Die Beschreibungen und Analysen der Medienrealität resultieren in Rezepten und Materialien, aus denen sich Vorgehensweisen und Richtlinien ableiten und erstellen lassen. Beispiele dafür finden sich im Anhang.

Die digitale Revolution

Vielleicht ist dieses Buch für Sie ein Buch im wörtlichen Sinne: Sie halten es in den Händen und blättern in seinen Seiten. Vielleicht halten Sie aber auch ein digitales Lesegerät in den Händen, das Ihnen per Animation die Illusion bietet, in einem Buch zu blättern, obwohl es nur Daten sind, die dargestellt werden. Möglich wäre aber auch, dass Sie einfach im Internet auf einen Link geklickt haben und nun diese Zeilen lesen.

Besitzen Sie das Buch als physisches Objekt, so können Sie zwar mit anderen Menschen darüber sprechen, es verleihen, verschenken oder verkaufen. Lesen Sie es in digitaler Form, so können Sie zudem anderen Menschen Hinweise darauf schicken, sie Auszüge oder das ganze Buch lesen lassen, ohne es selbst weggeben zu müssen. Sie können Passagen markieren, kommentieren, könnten es mit anderen Büchern kombinieren oder auch nur deutlich schneller Zitate daraus in eigene Arbeiten einbauen.

Diese grundlegenden Überlegungen zeigen zunächst einmal, wie die Digitalisierung unseres Wissens zu einer Realität geworden ist. »Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien«, schreibt Niklas Luhmann (1996, S. 9) zu Beginn seiner Untersuchung über die Massenmedien. Dieser Satz ist heute auch für das Massenmedium Internet gültig. Was an Wissen entsteht oder verarbeitet wird, befindet sich als Datensatz im Cyberspace. Jedes Buch ist heute zuerst ein digitaler Datensatz auf einem Speichermedium seiner Autorin oder seines Autors. Wird das Buch dann nur auf Papier gedruckt, gehen viele Möglichkeiten verloren, wie Wissen genutzt und verbreitet werden kann (schon allein deshalb, weil es nur mühsam kopiert oder weitergegeben werden kann). Aus informationsethischer Perspektive kann man es deshalb für verwerflich halten, Bücher nur in Papierform in Umlauf zu bringen.

Und damit wären wir bei der zweiten Folgerung aus den oben skizzierten Zusammenhängen: Informationen werden »sozial« verbreitet. Das heißt zunächst, dass es bei deren Weitergabe kaum mehr Hierarchien gibt. Nur in Ausnahmefällen lässt sich festlegen, wer zu welchen Informationen Zugang hat. Alle Interessierten können sich direkt und – wenn die technischen Grundvoraussetzungen gegeben sind – ohne großen Aufwand austauschen.

Diese beiden Feststellungen, die Digitalisierung des Wissens und seine soziale Verbreitung, kann man ganz nüchtern betrachten: So ist es. Man kann sich darüber aber auch freuen: Das Internet hilft dem Wissen, freier zu zirkulieren, es befähigt Menschen, sich Informationen zu beschaffen, die ihnen helfen, ihr Leben ihren Vorstellungen gemäß zu gestalten. Gleichzeitig bietet sich aber auch eine negative Interpretation der digitalen Revolution an: Wenn das Wissen ungezähmt im Fluss ist, fehlt es an Strukturen, es mangelt an Orientierung. Wer kann denn noch entscheiden, welche Informationen bedeutend sind? Und wenn niemand mehr bestimmen kann, was mit Informationen geschieht und wie sie verbreitet werden, dann gilt das auch für private Informationen, die im Internet freigesetzt werden können.

Wenn der Autor eines Buches nicht sicher sein kann, dass alle Menschen, die es lesen und nutzen wollen, eine physische Kopie besitzen müssen, so kann er nicht kontrollieren, auf welchen Wegen es sich verbreitet. Das ist eine Chance und eine Gefahr: Eine Chance, dass Menschen, mit denen der Autor nicht gerechnet hätte, das Buch lesen und seine Informationen verbreiten – und eine Gefahr, dass der Autor keine Anerkennung für seine eigene Leistung erhält, weil die Texte eine von ihm unabhängige Existenz erhalten.

Ausgangslage des Leitfadens

Diese beiden Perspektiven, die der Chance und die der Gefahr, werden auf den Einsatz von digitaler Kommunikation in der Schule angewandt. Es wird aufgezeigt, wie die Schule und ihre Akteure (Lehrpersonen, Schulleitungen und an Bildungspolitik Beteiligte) mit Social Media Bildungsformen gestalten können, die zeitgemäß sind – also solche, die mit dem Zirkulieren von digitalisiertem Wissen umgehen können. Mitbedacht wird aber auch, dass Social Media die Gefahr einer permanenten und umfassenden Störung der Unterrichtstätigkeit mit sich bringen. Sie lenken die Aufmerksamkeit stets auf das Neue, das Blinkende, das Markierte, und verleiten so zum Surfen, dem Überfliegen von Inhalten – aber nicht unbedingt zur Konzentration und Vertiefung. Sie verändern auch unser Zusammenleben und gefährden für erfolgreiche Bildung wichtige Beziehungen wie die zwischen Lehrperson und Schülerin oder Schüler.

Schule und Social Media sind Begriffe, die hier im möglichst weiten Sinne zu verstehen sind: So können auch der Einsatz von Twitter im Kindergarten oder die Unterrichtsmethoden von Universitäten zum Thema werden. Weiter kann auch die Frage diskutiert werden, mit welchen Werkzeugen man heute am besten einen Text verfasst – weil das Verfassen von Texten immer auch an das Überarbeiten und Lesen von Texten gekoppelt ist, handelt es sich dabei auch um ein »soziales« Medium, bei dem sich andere beteiligen können.¹ Im Folgenden geht es aber vor allem um den Einsatz von digitalen Arbeitsmitteln, bei denen Inhalte über Netzwerke von Profilen verbreitet werden – das ist mit Social Media gemeint –, im Unterricht mit Schülerinnen und Schülern, die soziale Netzwerke auch privat nutzen.

Das Buch ist in vier Hauptkapitel mit Unterkapiteln gegliedert, die von Zwischentexten unterbrochen werden. Alle diese Texte sollen einzeln lesbar sein – sie sind durch die Form Buch gerahmt, weil sie Perspektiven versammeln, die ein Verständnis von Lehren und Lernen mit digitaler Kommunikation ermöglichen.

Die Texte sind praxisbezogen und enthalten Beispiele – aber sie sind keine Anleitungen, sondern Denkanstöße und Überlegungen. Man darf hier keine Checklisten erwarten, die man abhaken kann, um als Social Media-Expertin oder -Experte den beruflichen Alltag zu gestalten. Konkrete Arbeitsmaterialien und Vorschläge für Leitlinien finden sich sowohl im Anhang wie auch im digital bereitgestellten Begleitmaterial.

1 Ich haben diesen Text mit Google Docs verfasst und gebe so meinen Bezugspersonen (Expertinnen, Experten, Interessierte, Verantwortliche im Verlag und im Korrektorat) die Möglichkeit, ihn zu kommentieren und zu bearbeiten, während ich ihn schreibe.

Intermezzo I: Wie man *Social Media* lernt

Menschliche Kommunikation wird durch komplizierte Regeln und Normen gesteuert. Sie fallen uns im Alltag kaum auf, weil wir sie als Kinder erlernt haben. Beim Besuch in einer anderen Kultur erscheinen sie urplötzlich. Es befremdet uns, dass man sich in den USA am Telefon mit einem »Hello« meldet und erwartet, an der Stimme erkannt zu werden; wir staunen darüber, dass sich in deutschen Kleinstädten die Angestellten in einer Bäckerei siezen, während in den hippen Großstadtläden auch unbekannte ältere Laufkundschaft geduzt wird. Die Regeln sind nicht ausformuliert, es gibt kein Buch, in dem sie sich nachschlagen lassen. Wir lernen sie durch den Gebrauch der Sprache in sozialen Situationen.

Solche Regeln und Normen gibt es auch für Social Media. Wir werden sehen, dass soziale Netzwerke im Kern aus Profilen bestehen, die im Austausch von Inhalten Beziehungen zueinander aufbauen. Daraus ergeben sich schnell Unklarheiten in Bezug auf die Gestaltung des Profils, die Art der kommunizierten Inhalte und der Beziehungen, die eingegangen werden. Es könnten Fragen wie die folgenden auftauchen:

- Gehört ein Bild von mir zum Profil? Wenn ja, ein ernstes oder eher ein lustiges?
- Muss ich beim Profil alle Angaben ausfüllen? Welche sind wichtig, welche nicht?
- Darf man falsche Angaben machen? Ist es möglich, ein Pseudonym zu verwenden?
- Müssen sich Inhalte, die ich teile, mit meiner Meinung decken? Müssen sie mit meiner beruflichen, familiären, privaten Rolle konform gehen?
- Muss ich darauf achten, wer diese Inhalte sehen könnte?
- Soll ich mich mit Mitarbeitenden, Freunden, Familienmitgliedern etc. verbinden?
- Gehe ich auch Beziehungen mit Fremden ein?

Diese Fragen stellen sich für jedes soziale Netzwerk und jede Person neu. Erfahrene Userinnen und User können sie sicher mit einer persönlichen Einschätzung

beantworten. Solche Ratschläge gelten jedoch immer in Bezug auf konkrete Ziele, die man mit Social Media verfolgt und darüber hinaus nur innerhalb bestimmter Nischen in den Netzwerken. Daher ist es sinnvoller, eine eigene Haltung zu finden, als vorgegebenen Ratschlägen zu folgen.

Learning by lurking

Dazu gibt es eine einfache Methode, die sich auf Englisch »lurking« (von »to lurk«, lauern) nennt. In einem berühmten Bilderforum auf der Seite 4chan.org handeln alle Benutzerinnen und Benutzer anonym. Stellt jemand eine ungeschickte Frage oder offenbart mit einem Eintrag, dass er oder sie mit elementaren Zusammenhängen im Bilderforum nicht vertraut ist, wird oft mit der Aufforderung »Lurk moar!« geantwortet. In der für 4chan typischen Schreibweise heißt das, man solle »mehr«, also länger und intensiver *lurken*. Lurken war ursprünglich im Internet verpönt, man bezeichnete damit passive Zuschauerinnen und Zuschauer, die bei Diskussionen nur mitlesen, ohne sich selber einzubringen.

Lurking kann aber als (auto-)didaktisches Programm viele Einsichten in die Kommunikationsabläufe auf Social Media liefern. In fast allen Netzwerken ist es möglich, mit einem leeren Profil ohne Beziehungen einfach eine Weile mitzulesen. Man kann sich ein Bild von interessanten Akteuren machen, beobachten, was einem gefällt, was einen irritiert oder stört – ohne selber beteiligt zu sein. Dadurch entsteht die für Reflexion nötige Distanz.¹

Es kann sinnvoll sein, diese Beobachtungsphase mit einer Art Portfolioarbeit zu koppeln (ein konkretes Anwendungsbeispiel dazu befindet sich im Anhang): Man gibt sich einen konkreten Beobachtungsauftrag, indem man z. B. einige Profile genauer anschaut und sich Auffälliges, Bemerkenswertes notiert, um dann vielleicht jemandem dazu eine Frage zu stellen oder bei der Reflexion der Beobachtungsphase darauf zurückkommen zu können.

Wenn *learning by lurking* der erste Schritt ist, kann *learning by doing* der zweite Schritt werden. Wer weiß, wie andere Nutzerinnen und Nutzer durch die Gestaltung ihres Profils, ihre Vernetzung, ihre Inhalte und ihr Kommunikationsverhalten wirken, kann Normen und Regeln durchschauen und sich eigene Vorgaben geben. In der Einleitung zum Buch »Netzgemüse«, in dem Johnny und Tanja Haeusler einen humorvollen Blick auf die Erziehung vernetzter Kinder und Jugendlicher werfen, vergleicht das Ehepaar das Internet mit Bielefeld, einer Stadt, in der man wohnen muss, um ihre Lebensqualität zu erkennen:

Genau wie das Internet ist Bielefeld nichts als das Ergebnis dessen, was seine

¹ Vgl. auch die Taxonomie in Anlehnung an Harold Bloom im Blog von Scott Rocco (2012).

die Haltungen der Erwachsenen nach, wie auch die JIM-Studie zeigt. So erfüllen sie die Erwartungen ihrer Bezugspersonen.

Eine genauere Kenntnis der Praxis von Jugendlichen im Internet hilft gerade Erziehenden dabei, sie beim Erlernen eines reflektierten Umgangs mit Medien zu begleiten und Vorurteile zu überwinden. Auf Twitter hielt eine Lehrperson im Herbst 2012 die Beobachtung fest, Eltern würden davon ausgehen, dass sich ihre Kinder in Bezug auf Medien hauptsächlich unlimitierten Internetzugang wünschen. Ihre Reaktion formulierte sie wiederum als Tweet:

Präsentiere ihnen [= den Eltern] dann Antworten ihrer Kinder: ernstgenommen werden, auch mal loben, echtes Interesse zeigen. Macht sie sehr nachdenklich. (Lammert, 2012a)

Die folgenden Abschnitte folgen dem Wunsch der Jugendlichen: Sie nehmen sie ernst und schenken ihnen echtes Interesse.

Mediennutzung von Jugendlichen in der Freizeit

Die Schule ist ein Raum, in dem Jugendliche ihr Leben gestalten, und steht so in einer Beziehung zu den anderen Räumen, in denen sie sich bewegen. Das gilt ebenso für den Umgang mit Medien und Kommunikationsmitteln, die auch in anderen Kontexten im Leben von Jugendlichen präsent sind. Für die Medienpädagogik ist es relevant zu verstehen, wie Jugendliche in ihrer Freizeit oder bei selbstorganisierten Aktivitäten Medien nutzen.

In einer Rede auf einem Medienkongress fasste der Internetexperte Nico Lumma im Herbst 2012 das Kommunikationsverhalten Jugendlicher in Neuen Medien wie folgt zusammen:

Aufstehen, chatten, Schule, chatten, Film runterladen, dabei chatten, etwas spielen online, den Film gucken, dabei chatten, Abendessen, Musik hören, chatten, Bett. Natürlich ist meine Darstellung jetzt etwas verkürzt wiedergegeben, aber bei den Jugendlichen war klar, dass sie stets mit anderen kommunizieren, während sie Dinge tun. (Lumma, 2012).

Auch Johnny Haeusler, der zusammen mit seiner Frau Tanja ein Buch über die Erziehung von Jugendlichen im Zeitalter digitaler Kommunikation geschrieben hat, sieht ihre Mediennutzung ähnlich:

Es ist tatsächlich eine Art Fortsetzung der früheren Dauertelefonate. Und

wenn wir ehrlich sind, ist es schon ziemlich cool, nach der Schule mit den Freunden weiter im virtuellen Pausenhof herumzustehen. Dabei wollen unsere Kinder online nicht in erster Linie Fremde kennenlernen, sondern mit einem festen, engen Freundeskreis in Verbindung bleiben. (Haeusler und Haeusler, zit. nach Schnitzler 2012)

Die gesellschaftliche Aufgabe von Jugendlichen ist es, im Aufbau eigener Beziehungen eine Identität auszubilden und sich so vom Einfluss der Eltern zu emanzipieren. Die Voraussetzungen dafür sind oft paradox: Eltern und andere an der Erziehung Beteiligte erkennen leicht Gefahren, denen sich Jugendliche aussetzen. Im Bestreben zu schützen, verhindern sie den Aufbau der Fähigkeit, Risiken selbst einschätzen zu können und eigene Handlungen zu verantworten.

Das gilt auch für Social Media, insbesondere für den Bereich der Privatsphäre, der im nächsten Abschnitt diskutiert wird. Die Bedeutung von Social Media für Jugendliche beschreibt die amerikanische Forscherin Danah Boyd in ihren Arbeiten extensiv. Sie geht von der Feststellung aus, dass für Jugendliche »networked publics« (vernetzte öffentliche Räume) eine entscheidende Bedeutung haben (Boyd und Marwick, 2011). Diese Räume sind dadurch gekennzeichnet, dass sie leicht zugänglich sind und sich viele Menschen darin versammeln können, die zudem eine gemeinsame Perspektive auf die Welt und eine gemeinsame Identität haben. Boyd und Alice Marwick halten fest, dass »networked public« zwei Bedeutungen umfasse: Einerseits die öffentlichen Räume, die durch Netzwerke entstehen (also z. B. Facebook oder Twitter), andererseits die Gemeinschaft, die sich durch eine kollektive Identität auszeichnet (also die Gruppen, die sich auf Facebook verbinden).

Für Jugendliche sind die Räume von großer Bedeutung, in denen sie fern vom Einfluss der Eltern Freunde treffen und von anderen Jugendlichen getroffen werden können. Sie begegnen sich oft in der Öffentlichkeit, also beispielsweise auf Plätzen oder in Shopping Malls, weil dort die Wahrscheinlichkeit am größten ist, weitere Freunde zu sehen, die für einen wichtig sein könnten. Dabeizusein und dazuzugehören ist für die meisten Jugendlichen bedeutsam.

Social Media sind ein öffentlicher Raum, der viele Bedürfnisse von Jugendlichen erfüllt. Es ist nicht nur möglich, andere dort anzutreffen und mit ihnen zu plaudern (auch halb-öffentlich oder privat), man zeigt sich auch und kann gesehen werden. Gleichzeitig entsteht ein großer Sog. Eine Präsenz auf dem richtigen sozialen Netzwerk ist für Jugendliche oft obligatorisch. Boyd zitiert in ihren Referaten immer wieder eine 18-Jährige, die ihr gesagt hat: »If you're not in MySpace, you don't exist.« (Boyd und Marwick, 2011, S. 8). Das fast zwanghafte Bedürfnis dazuzugehören ist dabei nichts, was Social Media auszeichnen

würde, sondern ein Charakteristikum der Jugend: Gerade weil die Lösung von der eigenen Familie und von den Eltern bewältigt werden muss, ist der Aufbau von Beziehungen, das Dazugehören und die gegenseitige Wahrnehmung so entscheidend. Das lässt sich auch an einzelnen Praktiken wie dem Versenden von Gute-Nacht-Nachrichten, dem Kommentieren von Bildern auf sozialen Netzwerken und dem Austausch in Chats ablesen: Sie spiegeln soziales Verhalten und Umgangsformen, die eine lange Geschichte haben, sich aber auch immer gewandelt haben.

Jugendliche sind auf Social Media so präsent, weil sie Jugendliche sind – nicht, weil sie durch die Technik manipuliert werden. Diese Erkenntnis hilft dabei, Praktiken neutral zu beurteilen. Eltern und Lehrpersonen tun gut daran, nachzufragen, wie Jugendliche handeln und was sie sich dabei überlegen. Liest man die Beispiele, die Danah Boyd in ihren Texten zitiert, dann bemerkt man, wie wenig Außenstehende auf den ersten Blick verstehen. Oft wird die Dazugehörigkeit dadurch demonstriert, dass kodierte Botschaften verwendet oder die Kenntnis von Zusammenhängen oder gemeinsamen Erlebnissen vorausgesetzt werden, um Handlungen zu verstehen. So kann der Einsatz von Pronomen – »Wie ich sie hasse!« – in Statusmeldungen dazu führen, dass nur Eingeweihte verstehen, worum es geht. So genannte *Memes* sind wiederum mit Bedeutung aufgeladene Text-Bild-Kombinationen, die ganz gezielte Aussagen ermöglichen.

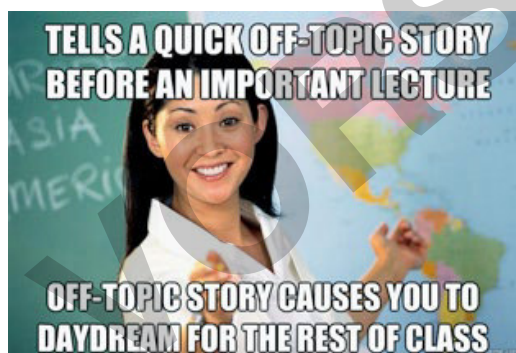


Abb. 3: Meme: Verbindung von Text und Bild mit spezifischer Aussage.

Johnny und Tanja Haeusler halten in ihrem Buch fest, dass der Medienwandel auch von Erwachsenen die Entwicklung neuer Normen im Umgang miteinander erfordere. Jugendliche stehen damit einer doppelten Schwierigkeit gegenüber: Sie müssen Verhaltensregeln lernen, die sich im Wandel befinden.

Mit neuen Medien müssen auch Erwachsene neue Verhaltensregeln lernen. Früher hat man sich übers Handyklingeln noch aufgeregt. Heute ist es üblich, sich bei wichtigen Anrufen zu entschuldigen, aber vom Tisch

aufzustehen, damit man die anderen nicht zum Schweigen zwingt. Für Kinder ist das noch schwieriger, da sie erst dabei sind, Normen für den Umgang mit anderen zu erlernen. Und schon sind wieder die Eltern gefragt. (Haeusler und Haeusler, zit. nach Schnitzler 2012)

Mediennutzung in Zahlen

Konkrete Daten zur Mediennutzung in der Freizeit liefert in Deutschland die JIM-Studie (Jugend, Information, (Multi-)Media) des Medienpädagogischen Forschungsverbunds Südwest und in der Schweiz die JAMES-Studie (Jugend, Aktivitäten, Medien – Erhebung Schweiz) der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften ZHAW. Beide Projekte sind als Langzeitstudien angelegt und dienen der Beobachtung eines Medienwandels. Ihre Anlage und ihre Ziele sind ähnlich, soweit das die Gegebenheiten zulassen. Der Fokus der Studien liegt momentan auf der mobilen Internetnutzung, die für Jugendliche von besonderer Bedeutung ist.

Die Studien zeigen, dass fast alle Jugendlichen in der Schweiz und in Deutschland Zugang zum Internet haben. Handys und Computer sind die beiden am häufigsten genutzten Medienzugänge und die am häufigsten angegebenen medialen Freizeitbeschäftigungen. Sie beanspruchen heute pro Tag bei Jugendlichen deutlich über zwei Stunden, wenn man Schularbeiten und Freizeitaktivitäten kombiniert.

In der JAMES-Studie 2010 gab rund die Hälfte der Jugendlichen an, mehrmals pro Woche in Sozialen Netzwerken zu stöbern, in der JIM-Studie 2012 liegt dieser Anteil bei den über 14-Jährigen deutlich über 60 %. Musik hören und Videos anschauen sind für Jugendliche im Internet wichtiger als Social Media, wobei viele Video- und Musikportale mit Social Media-Funktionen ausgestattet sind und Musik und Videos oft über soziale Netzwerke verbreitet werden.

Soziale Netzwerke bedeuten für Jugendliche hauptsächlich Facebook, das auch benutzt wird, um die Inhalte aus anderen Plattformen zu teilen. Die wichtigsten Facebook-Nutzungsarten dienen alle der Kommunikation mit Peers: Nachrichten schreiben, Chatten, auf die Pinnwand schreiben (d. h. öffentliche Nachrichten schreiben) oder nach Kontakten suchen. Die Zahl der so genannten Freunde, also Kontakte auf Facebook, erhöht sich bei Jugendlichen recht schnell: Waren es in Deutschland 2010 im Durchschnitt noch 160, sind es 2012 schon 270. Dabei ist wichtig zu verstehen, dass Facebook Inhalte stark selektiv darstellt: Wer 270 »Freunde« hat, sieht im so genannten *Newsfeed* nur die Inhalte derjenigen, mit denen er oder sie regelmäßig interagiert.

Die Aussage, der Gebrauch von Social Media in der Freizeit diene Jugendlichen hauptsächlich dazu, mit Freunden in Verbindung zu treten und zu blei-

ben, lässt sich also durch repräsentative Umfrageergebnisse erhärten. Sie zeigen auch eine Tendenz zur mobilen Nutzung des Internets, die ebenfalls der Kommunikation dient, aber mit Gefahren verbunden ist:

Die Ergebnisse der JIM-Studie 2012 zeigen, dass die Medienwelt der Jugendlichen – trotz großer Kontinuität zum Beispiel bei der Nutzung von Fernsehen, Radio und Büchern – auch sehr dynamisch ist. Die aktuell stark ansteigende Nutzung von mobilem Internet macht deutlich, dass auch hier Rahmenbedingungen geschaffen werden müssen, die dem Jugendschutz und den Bedürfnissen von Jugendlichen gerecht werden. Während bei Computern technische Vorkehrungen, Jugendschutzprogramme und Filter zumindest einen gewissen Schutz vor ungeeigneten Inhalten gewährleisten, gilt es entsprechende Möglichkeiten für Smartphones und die mobile Internetnutzung noch zu entwickeln. (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest, 2012, S. 67).

Die Tendenz zur mobilen Nutzung macht auf etwas aufmerksam, was auch für die Social-Media-Nutzung am Computer gilt: Die Möglichkeit, jugendliche Nutzerinnen und Nutzer zu schützen, ist oft eine Illusion zur Beruhigung Erwachsener. Jugendliche müssen heute schon die Verantwortung für das übernehmen, was sie im Internet sehen: Weil sie theoretisch alles sehen können.

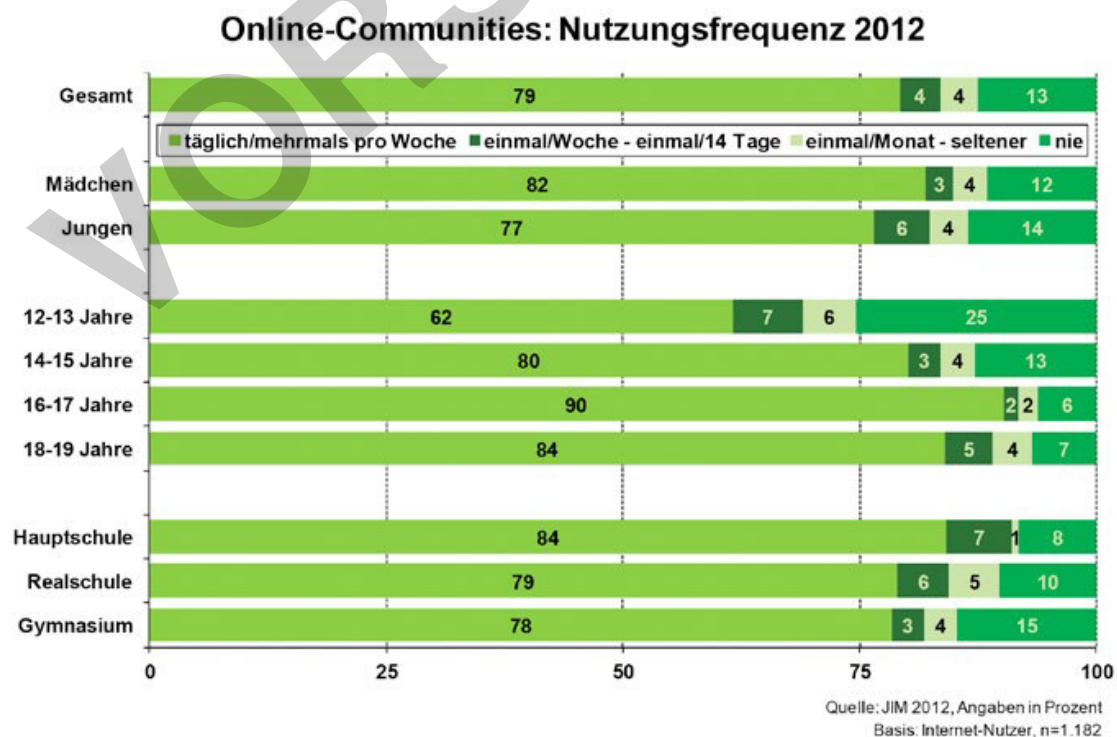


Abb. 4: JIM-Studie 2012, Funktionen von Online-Communities.

Materialien

Die folgenden Materialien lassen sich jeweils auch digital abrufen und weiterverarbeiten. Die digitale Sammlung wird gepflegt und ergänzt, entsprechend finden sich online mehr Dokumente, als hier abgedruckt sind. Die Materialien beginnen mit einem kursiv gedruckten Einführungskommentar. Schülerinnen und Schüler werden auf allen Merkblättern konsequent gesiezt.

Merkblatt: Social-Media-Guidelines für Schulen

Obwohl immer mehr Schulen Richtlinien für den Einsatz von Social Media formulieren, gibt es gute Argumente gegen solche Richtlinien. Der Journalist Mario Sixtus schreibt beispielsweise:

Laut vieler Guidelines wünschen sich Unternehmer, dass ihre Mitarbeiter im Social Web »ehrlich«, »authentisch«, »respektvoll«, und »höflich« auftreten (an dieser Stelle bitte Lorient mit einem »Ach was!« imaginieren), bedeutet das im Umkehrschluss, dass die gleichen Mitarbeiter außerhalb des Social Web, also im so genannten »echten Leben«, »unehrlich«, »gekünstelt«, »respektlos« und »unhöflich« auftreten dürfen? Wer Sonderregeln für das Verhalten im Internet einführen will, beweist damit nur, dass er selbst noch nicht im Internet-Zeitalter angekommen ist, dass das Web für ihn ein fremder Ort ist. (Sixtus, 2012)

Es würde für die Schule so gesehen genügen, allgemeine Verhaltensregeln für die Öffentlichkeitsarbeit und für die Vertraulichkeit von Informationen zu etablieren, unabhängig davon, ob man damit traditionelle Medien, Kaffeeklatsch oder Facebook meint.

Da aber in Bezug auf Social Media viel Unsicherheit herrscht, ist es verständlich und nachvollziehbar, dass entsprechende Guidelines entwickelt werden. Es empfiehlt sich, folgende Punkte zu beachten:

noch gelten die Gepflogenheiten des persönlichen Umgangs. Zudem sollten Fragen beantwortet und Feedback aufgenommen werden.

9. Themen

Guidelines können Themen ausschließen: Gewisse religiöse und politische Themen könnten einer Schule zu heikel sein, ebenso sind Interna selbstverständlich auf Social Media tabu. Das gilt auch für Schülerinnen und Schüler: Nur weil es Social Media gibt, ersetzen sie nicht alle etablierten Kommunikationskanäle und Feedback-Möglichkeiten.

10. Privatsphäre und Gefahren

Es genügt ein Hinweis, dass Privatsphäreneinstellungen wichtig sind und Social Media nicht ohne Gefahren sind, über die man sich informieren sollte. Es wäre weder möglich noch sinnvoll, Gefahren abschließend aufzulisten.

Merkblatt: Social-Media-Guidelines für Lehrpersonen

Dieses Merkblatt ist ein Beispiel, wie eine Social-Media-Guideline für Lehrpersonen aussehen könnte. Es ist zu empfehlen, solche Merkblätter in Zusammenarbeit mit den Lehrpersonen zu entwickeln, insbesondere mit denen, die soziale Netzwerke (im Unterricht) nutzen.

Der erste Punkt reicht der englischen BBC als Guideline. Er enthält eigentlich alle weiteren Überlegungen.

1. Tun Sie nichts Unüberlegtes!
2. Lehrpersonen sind im Internet nie nur Privatpersonen, sondern werden als auch Vertreterinnen und Vertreter der Schule wahrgenommen.
3. Achten Sie auf Ihren Ruf und auf den Ihrer Schule.
4. Tun Sie nichts, was Zweifel an Ihrer Qualifikation für den Lehrberuf und an Ihrer Fairness gegenüber den Schülerinnen und Schüler auslösen könnte.
5. Zeigen Sie Fingerspitzengefühl bei politischen, religiösen und anderen heiklen Themen.
6. Schreiben Sie nichts, von dem Sie nicht wollen, dass es auch morgen oder in einigen Jahren noch im Netz zu finden sein wird.
7. Soziale Netzwerke sind Werkzeuge, keine Spielzeuge.
8. Interagieren Sie mit Schülerinnen, Schülern und anderen Lehrpersonen.
9. Bleiben Sie höflich.
10. Kümmern Sie sich um Ihre Privatsphäreneinstellungen.
11. Halten Sie sich auch im Netz an soziale Gepflogenheiten und Gesetze; insbesondere ans Urheberrecht.

4. *Regelmäßig die Einträge auf den ausgewählten Profilen lesen.*
Man könnte z. B. alle Einträge auf dem Twitterprofil von Julia Schramm (@laprintemps) lesen oder jede Woche einmal die Facebook-Seite von Coca Cola und Bionade aufrufen.
5. *Die wichtigsten Beobachtungen und Auffälligkeiten mit einfachen Fragestellungen protokollieren*
Wer ist es, der oder die genau aktiv ist bzw. sind? Was sind die wichtigsten Themen? Wie werden sie präsentiert (Stil, Links, Abkürzungen etc.)? Wie reagieren Leserinnen und Leser darauf? Ergeben sich Dialoge und Diskussionen? Sind sie ergiebig? Usw.
6. *Die Beobachtungen reflektieren*
Abschließend in einem längeren Text festhalten, was man gelernt hat, was einen gestört hat, welche Erkenntnisse für das eigene Auftreten auf Social Media bedeutsam werden könnten (privat oder beruflich).
7. *Die Erkenntnisse austauschen*
Die Ergebnisse der Arbeit mit individuellen Portfolios sollten in Gruppen oder in der Klasse präsentiert und ausgetauscht werden. Dabei sollte eine Wiederholung von Schritt 6 vermieden werden.

Unterrichtseinheit: Blogs führen

Der Einsatz von Blogs im Unterricht kann mit einer Reihe von Lernzielen verbunden werden. Zu nennen sind zunächst der Aufbau von Medienkompetenz, Medienreflexion, Üben und Festigen schriftlicher Ausdruckskompetenz, Umgang mit digitaler Fachliteratur und das Einbauen von Feedbackprozessen innerhalb der Klasse.

Je nach Aufgabenstellung können die Blogs andere Themenfelder umkreisen und entweder von jeder Schülerin und jedem Schüler einzeln geführt werden oder in Teams. Im Folgenden eine Liste der zentralen Aspekte bei der Durchführung eines Blogprojekts:

1. *Ziele klar angeben*
Viele Schülerinnen und Schüler bloggen gern. Aber sie müssen motiviert werden, indem ihnen gesagt wird, weshalb das ein sinnvolles Projekt wird und welche spezifischen Eigenschaften von Blogs den Aufwand lohnen. Blogprojekte sind nicht schneller durchgeführt als solche auf Papier, sondern erfordern viel Durchhaltevermögen und technisches Interesse.
2. *Sich auf eine Plattform beschränken*
Auch wenn einzelne Schülerinnen und Schüler schon Erfahrungen mit Blog-Plattformen gemacht haben: Sinnvoll ist es, eine kurze technische Einfüh-

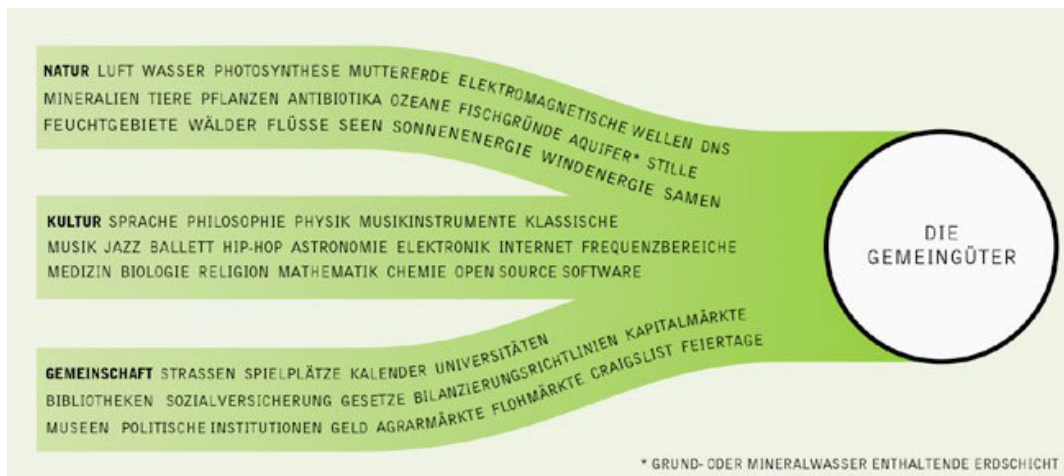


Abb. 8: Commons: Übersicht. CC BY-SA, Helfrich et al. (o. J., S. 9).

Angewendet werden kann diese Ausgangslage dann auf eine Infografik von Martin Mißfeldt, in der das Vorgehen bei der Verwendung von Bildern diskutiert wird.



Abb. 9: Bilder Nutzung im Internet, CC BY-SA, Martin Mißfeldt

3. *Creative Commons als System.*

Anhand der CC-Infografik von Mißfeldt und den Erläuterungen auf seinem Blog, der auch auf den erklärenden Text von Creative Commons verweist und die Symbole sauber erklärt, sollen die Schülerinnen und Schüler darstellen, welche Möglichkeiten Creative Commons bieten. Zur Vertiefung wäre die Überlegung sinnvoll, ob NC und ND überhaupt verwendet werden sollen. Bedenkenswerte Gedanken finden sich in Klimpel (2012).